

Jana Kittelmann

## »Ein Schmerz, eine Welt, eine Landschaft«

### Ilse Aichinger zum 90. Geburtstag

*Welche Sprache, welche Sätze, welche Worte kann, muss oder soll man finden, um eine Autorin wie Ilse Aichinger zu ihrem 90. Geburtstag zu würdigen? Nüchtern, sachlich, euphorisch, sinnlich, traurig: Welcher ist der richtige Ton für diese Schriftstellerin, die wie kaum eine andere die Möglichkeiten der deutschen Sprache ausgelotet, deren Weite, deren Fragilität, deren Grenzen erkannt hat?*

**S**o viel steht fest: Im eigentlichen – und das heißt hier auch im sprachlichen – Sinn gerecht werden, kann man Ilse Aichinger nicht. Überlassen wir also am Anfang ihr selbst das Wort. »Ein Schmerz, ein Wort, eine Landschaft«: so kommentiert die Autorin das Werk Adalbert Stifters in einem Rundfunkfeuilleton von 1954. Zu Stifter, ebenso sprachgewaltig, nüchtern, kryptisch, den Schnee liebend wie sie, findet Aichinger immer wieder zurück. Bei ihm bekomme sie ihre »Welt wieder: nicht billig, nicht vereinfacht, nicht geschenkt.« Sie sucht die Nähe seines Werks, weil er »immer mit dem Staunen desjenigen« erzähle, der »die Finsternis, die Formlosigkeit, die Trauer kennt«. Gleiches lässt sich auch über Aichinger sagen.

Als der kleine Text über Stifter entstand, war sie bereits eine bekannte Autorin: schlagartig berühmt wurde sie 1952 mit der Lesung ihrer *Spiegelgeschichte* vor der Gruppe 47 in Niendorf an der Ostsee. Das fachkundige Publikum spendete dem, was ihm da in einer noch nie gehörten Sprache vorgelesen wurde, begeistert Applaus, kürte Aichinger nach Heinrich Böll und Günther Eich – den sie im Jahr darauf heiratete – zur dritten Preisträgerin der Gruppe. Ihr bereits 1947 erschienener Debütroman *Die größere Hoffnung* blieb dagegen ohne größere Resonanz. Geschrieben in »Nacht und Krieg«, in einer Zeit ohne Hoffnung, erschien das Buch im selben Jahr wie Falladas *Jeder stirbt für sich allein*. Mit diesem Roman, der gerade im englisch-



**Jana Kittelmann**

(\* 1978) lebt und arbeitet als Redakteurin und Literaturwissenschaftlerin in Berlin. Im April erschien: *Von der Reisenotiz zum Buch. Zur Literarisierung und Publikation privater Reisebriefe Hermann von Pückler-Muskau und Fanny Lewalds*.

jana.kittelmann@gmx.de

sprachigen Raum eine Renaissance erfährt, hat das Buch Ilse Aichingers wenig gemein. Peter Härtling schrieb über diese frühe literarische Auseinandersetzung mit der Judenverfolgung und den Konzentrationslagern, dass es ein Buch sei, das »geduldig auf uns warte«, das eigentlich keine Wirkungsgeschichte, sondern eher eine »dauerhafte, beinahe schon subversive Gegenwärtigkeit« habe. Wartet es immer noch?

Wenngleich Aichingers Texte in keiner gut sortierten Buchhandlung fehlen und in germanistischen Seminaren häufig gelesen werden, so erfuhren sie doch nie eine Breitenwirkung wie die Werke Ingeborg Bachmanns. Trotz zahlreicher Würdigungen haftet ihnen auch heute noch das Attribut »schwer lesbar« an. Zum literarischen Kanon – der über die Qualität von Texten wenig aussagt – gehören Aichingers von kontinuierlicher Sprachkritik dominierten Texte bis heute nicht: zu radikal ist ihre Verweigerung gegenüber literarischen Paradigmen. Sie bleibt die große Außenseiterin der deutschen Literatur.

Dass Aichingers Werk – das Frühwerk wie auch das nach langem, fast mythisch

anmutendem Schweigen entstandene Spätwerk – mittlerweile dennoch einen Kreis an geduldigen Lesern gefunden hat, liegt nicht zuletzt an der 1991 im S. Fischer Verlag erschienenen Gesamtausgabe. Herausgegeben von dem früh verstorbenen Richard Reichensperger und von Aichinger selbst kommentierend begleitet, enthält sie unter anderem autobiografische Texte wie *Kleist*, *Moos*, *Fasane* und den einzigen Gedichtband *Verschenkter Rat*. Hier bietet sich eine umfassende Gesamtschau, die die Vielseitigkeit von Aichingers Schaffen offenbart. Darüber hinaus bewahrt das Deutsche Literaturarchiv Marbach seit einigen Jahren den sogenannten »Vorlass« der Autorin auf. Seitdem reißt das (wissenschaftliche) Interesse an ihr nicht ab. Aufsatzsammlungen erscheinen, wissenschaftliche Tagungen widmen sich der Autorin, stetig eröffnen sich neue Einblicke in ein großes Leben, das am 1. November 1921 in Wien begann.

### **Wien: Aichingers Schmerz, ihre Welt, ihre Landschaft**

In Wien werden sie und ihre Zwillingsschwester Helga als Töchter des Bürgerschullehrers Ludwig Aichinger und dessen Frau Berta geboren. Berta Aichinger ist Jüdin und eine der ersten Ärztinnen in Wien. Später wird Aichinger zur »Chronistin dieser schönen und zugleich mörderischen Stadt« werden. Ihre Kindheit verbringt sie zunächst in Linz, wo auch Stifter lebte. 1937 kehrt sie nach Wien zurück. Doch ist das wirklich eine Rückkehr? Was folgt, sind Abschiede. Die Mutter, die seit 1927 von dem Mann getrennt lebt, und die mittlerweile als »Mischlinge« eingestuft Töchter verlieren das Mietrecht, sie ziehen zu einem älteren jüdischen Ehepaar. Nach dessen Deportation werden sie in ein Zimmer in der Marc-Aurel-Straße neben dem Hauptquartier der Wiener Gestapo »delogiert«. Man stellt sie und ihre Schwester

dem Zwillingforscher und späteren KZ-Arzt Joseph Mengele vor. Die Schwester gelangt 1938 mit einem Kindertransport der Quäker nach England, dem Rest der Familie bleibt nach Kriegsausbruch die Ausreise verwehrt.

Ilse Aichinger beginnt Tagebuch zu schreiben. Nach einem Spaziergang an einem dunklen Herbstabend notiert sie am 11. Oktober 1940: »alles will sprechen zu mir, aber ich versteh es nicht mehr.« Man erkennt darin den radikalen Einbruch einer verstörenden Realität, im Stifterschen Sinne eine *Unordnung der Dinge*. Die Suche nach einer sprachlichen Verarbeitung dieses Verlustes wie auch das Misstrauen gegenüber den Dingen und der Sprache wird Aichinger von nun an begleiten. Abschiede und Tode bestimmen ihr Schicksal; sie selbst entgeht nur knapp der Deportation. Ihre Großmutter, deren Küche sie in einer berührenden kleinen Skizze porträtiert, »hat weniger Glück« und wird in einem Viehwaggon nach Minsk deportiert. Sie überlebt nicht. Aichinger schreibt weiter, denn sie sieht »keine bessere Möglichkeit zu schweigen«.

Sie beginnt den Roman *Die größere Hoffnung* und lernt 1947 den aus dem Exil nach Wien zurückgekehrten Verleger Hermann Fischer kennen. Der ist beeindruckt vom Werk des »bildschönen, dunkelhaarigen Mädchens«, das »krampfhaft ein Papierbündel unter dem Arm« hält, und übernimmt die Veröffentlichung. Nach Kriegsende reist Aichinger nach London zu ihrer Schwester, lernt dort Elias Canetti und Erich Fried kennen. Weitere Bekanntschaften mit Paul Celan, Ingeborg Bachmann, Martin Heidegger, Bob Dylan und vielen anderen sind ein Kapitel für sich. Wichtig ist die Freundschaft mit Inge Aicher-Scholl. Der Mut von deren Geschwistern gibt Aichinger immer wieder Halt. In ihrer Rede *An die Jugend* ist zu lesen: »Die Worte müssen [immer wieder] neu erkämpft werden.« Das Erträgliche ist ihr »verdächtig«. Schon 1946 ruft sie zum

Misstrauen auf: unter anderem gegen die »eigene Wahrhaftigkeit«, denn »schon wieder [schwingt] die Lüge darin«, und gegen die »eigene Stimme«, denn sie ist »gläsern vor Lieblosigkeit«.

In ihren späten Texten, die sie selbst als Erinnerungsprojekt bezeichnet, benennt sie offen und radikal wie nie die Ereignisse, die ihr Leben und damit ihre Sprache prägten und zeigt sich zugleich einer Gegenwart gewachsen, in der sich der Einzelne in ge-

sellschaftlichen Konventionen zu verlieren droht. Über Stifter, den sie an einem »nebligen Spätherbstnachmittag in einem englischen Antiquariat« erstmals intensiver las, schrieb sie einmal: »Wer mit den Erzählungen Stifters zu früh oder zu spät umzugehen beginnt, den könnte leicht schon bei den ersten Absätzen der Zorn schütteln.« Für die Begegnung mit Ilse Aichinger, mit ihrem Schmerz, ihrer Welt, ihrer Landschaft, ist immer der richtige Zeitpunkt. ■

*Klaus-Jürgen Scherer*

## Genesungsfortschritte des sozialdemokratischen Patienten

### Neuere politikwissenschaftliche Analysen

**D**ie SPD ist wieder da. Mit ihren Erfolgen bei den sieben Landtagswahlen 2011 hat sie ihr Selbstvertrauen wiedergewonnen und weitere Schritte auf dem Weg zur erhofften Ablösung der schwarz-gelben Bundesregierung getan. Dennoch ist die SPD nicht über'n Berg, keineswegs konnte sie immer Prozente und absolute Stimmen hinzugewinnen. Und strukturelle Probleme, worauf der zweistellige Verlust bei Jungwählern in Berlin verweist, bleiben.

Dass die große Verunsicherung noch nicht vergessen ist, führte uns erst jüngst Katja Kullmann in ihrem Lebensbericht *Echtleben* aus der prekären Kreativwirtschaft vor: »Tatsächlich erscheint es von heute aus betrachtet noch absurder, als es in den frühen Nullern wirkte: dass ausgerechnet ein Sozialdemokrat den Spitzensteuersatz von 50 auf 42 Prozent senkte, mehrere Gesetze zur ›Förderung der Finanzmärkte‹ erließ und schließlich die Agenda 2010 durchsetzte. (...) Auch mir war zunächst nicht klar, dass (...) sich hinter modischen und marktgängigen Selbstbenennungen wie Ich-AG, Freelancer oder



**Klaus-Jürgen Scherer**

(\* 1956) ist Politikwissenschaftler, Geschäftsführer des Kulturforums der Sozialdemokratie und Redakteur der *NG/FH* in Berlin.

[klaus-juergen.scherer@fes.de](mailto:klaus-juergen.scherer@fes.de)

Micropreneur im Wesentlichen Wanderarbeiterschicksale und Tagelöhnerei verbergen würde.«

Auch in vier politikwissenschaftlichen Neuerscheinungen geht es um die Aufarbeitung des 23 %-Tiefpunktes 2009, um eine SPD im Wandel zwischen *Modernisierungserfolgen* und *Modernisierungserfolgen*, um die programmatische Erneuerung während des Regierens, um eine neue Generation von SPD-Politikern, um neue gesellschaftliche Fragen, um vielschichtige Prozesse des Vertrauensverlustes.

Matthias Sachs schlägt in seiner FES-geförderten Dissertation den großen Bogen sozialdemokratischer Grundsatzdebatten, von 1984 bis 2007, vom Auftakt zum Berliner Programm bis zum Abschluss